

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Grünauerischen Buchdruckerei Otto Grünwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 18. September 1902.

(Nachdruck verboten.)

Idealisten.

Roman von H. C. Lange.

(Fortsetzung.)

„Na, kommen Sie denn nicht, Fräulein? Ich kann Sie doch nicht kennen lernen, wenn Sie so in der Thür stehen bleiben.“

Lena zwang mit Gewalt ihr Empfindlichkeit nieder; die innerliche Entrüstung gab ihrer Rede mehr Festigkeit, als sie sich selber zugetraut hätte. Frau Bankier Wagner geruhte dann nach Lenas Vorstellung, sich aus ihrer lässigen Lage aufzurichten und dem jungen Mädchen, das ihr auf einmal ladylike erschien, die niedrigen Hocker dicht neben ihrem Lager anzubieten.

„Leben Ihre Eltern noch?“

Lena hatte noch nie einem fremden, gleichgiltigen Menschen diese einfache Frage beantwortet, und es schien ihr schwer, die Thatsache ihrer völligen Verwaistheit mit nüchternen Worten festzustellen, die eben jetzt wieder eine solche Tragik für sie barg.

Die Dame schien aber von ihren Auseinandersetzungen befriedigt.

„Das ist mir lieb. Sie schließen sich fester an unsere Hausordnung an, wenn Sie keine Familie haben. Nun zur Hauptsache. Sie sind musikalisch?“

„Ja,“ sagte Lena, aber sie glaubte der Wahrheit gemäß dies „ja“ einschränken zu müssen; „ich bin jedoch keine Virtuosa.“

„Das ist schade. Zimgard spielt bereits sehr fertig.“ Ein klägliches Gebacke auf dem Klavier nebenan illustrierte Lena die Fertigkeit der begabten Tochter des Hauses.

„Sie malen?“

Auch das bestätigte Lena, und sie fügte dieses mal, ermutigt durch das glänzende Spiel, empfehlend hinzu: „In Aquarell und Del.“ Dies schien zu genügen.

„Sie sprechen doch französisch und englisch vollkommen fließend?“

Darauf war sie nicht gefaßt.

„Ich bin eine gute Schülerin der Elisabethschule gewesen,“ sagte sie sichtlich betroffen, „aber die fremden Sprachen fließend sprechen lernt man dort doch nicht.“

„Und da wollen Sie die Studien eines fast erwachsenen Mädchens überwachen?“ entrüstete sich die Dame. „Das muß ich sagen — das nenn' ich kühn. Da wissen Sie ja vielleicht gerade so viel wie Zimgard.“

Die Empörung machte die corpulente Dame ordentlich lebhaft; sie lachte laut auf, so ein hartes spöttisches Lachen, bei dem Lena die Thränen in die Augen stiegen. Die Brutalität, mit der man ihr ihre Unzulänglichkeit klar machte, wirkte auf sie wie ein

Schlag ins Gesicht. Sie stand bereits zum Gehen gewendet, und weil sie fürchtete, keine Gewalt über ihre Stimme zu haben, beugte sie sich nur stumm.

„Da müssen Sie zu Kindern gehen und nicht zu jungen Mädchen, mein liebes Fräulein!“ hörte sie die unangenehme Stimme in gönnerhaftem Tone hinter sich her.

Also das war nichts. Alle ähnlichen Stellungen mußten aus der Liste gestrichen werden; dazu reichte ihre höhere Töchter-schulbildung nicht aus. So mußte sie doch dem „Kinderfräulein“ etwas näher treten. Aber da war auch schwer etwas Passendes zu finden. Meistens wurden die jungen Mädchen nur für den Nachmittag verlangt, und das war doch nichts für sie, die vor allen Dingen eine Unterkunft brauchte.

Ein Duzend Vorstellungen hatte sie wohl schon hinter sich, und nirgends wollte sich ein Engagement anknüpfen. Ihre Fähigkeiten schienen auch hier nicht ausreichend. Die jungen Kinder sollten sich im Spiel bei ihrem „Fräulein“ die fremden Sprachen aneignen, und wo man auf solche Leistungen verzichtete, da verlangte man Magddienste, vor denen das trotz aller Beschränkung verwöhnte Mädchen zurückschreckte. Mit Schauder dachte sie an eine Kinderstube, in die sie bei ihrer Stellensuche gerathen war; es war bei einem Kaufmann, dessen unternehmende Frau es für einträglich hielt, die Delikatessen ihres Gatten unter die Leute zu bringen, indem sie die Kunden selber bediente und das halbe Duzend Sprößlinge der Obhut eines Kinderfräuleins anzuvertrauen, das ja recht preiswerth zu haben war. Die Kaufmannsfrau schätzte sie sicher auf ihre körperlichen Kräfte ab, während sie sie in das schlecht geklüftete Zimmer führte, in dem ihre sechs beim Kakaotrinken saßen. Die bräunliche Flüssigkeit floß über den Tisch, und die Gesichter der Kinder waren mit Pfaffenmuss beschmiert, ein Anblick, der in Lena geradezu Ekel hervorrief. Nein, nein, das war nichts für sie, sie hatte kein Herz für die ungewaschene Unschuld. Für sie waren Kinder nur anziehend, wenn sie sauber und hübsch waren.

Wenn sie wieder auf der Straße stand, empfand sie öfter Reue darüber, daß sie die Gelegenheit nicht dennoch ergriffen hatte, um diesem schrecklichen Zustande des Ganges und Bangens ein Ende zu machen.

Wenn Marianne eine Ahnung hätte von ihren heimlichen Wegen, sie in diesem Augenblick sähe, was würde sie wohl sagen? mußte Lena eines Tages denken, als ihr Weg sie in die Nähe des stattlichen Schulhauses führte, in dem die Schwester thätig war, und das Mitleid mit sich selbst trieb ihr fast Thränen in die Augen. Aber im nächsten Moment schämte sie sich ihrer Schwäche, und sie biß die Zähne zusammen. Nun durfte es kein Zurück mehr geben, wenn sie sich nicht selbst verachten sollte, und sie suchte

sich so recht lebhaft Onkel Gabriels Gesicht auszumalen, das mit dem Ausdruck der Ueberraschung, der Bewunderung auf ihr ruhen würde, wenn er hörte, welch selbständige, kühne That sie in aller Stille ausgeführt hatte. Sie würde ihm imponiren, er würde einsehen, daß sie das unreife, schwächliche Geschöpf doch nicht mehr war, für das er sie bisher hatte halten müssen. Und Marianne war frei und würde sich mit Förster wiederfinden . . . Sie selbst würde bei alledem freilich in aller Stille und Heimlichkeit sehr unglücklich sein. Oder vielleicht wars garnicht in einer Stellung so schlimm, wie sie sich das dachte; vielleicht ginge es ihr damit, wie mit den Bewerbungen: nachdem sie das erste halbe Duzend hinter sich hatte, verloren sie viel von ihren Schrecken, indem sie mehr und mehr ihre Schüchternheit und Mengstlichkeit vor fremden Menschen schwinden fühlte, vielleicht ließ sich auch in einer anderen Stellung so etwas wie Befriedigung für sie finden.

Einige Stunden später saßen sich die Schwestern beim Mittagessen gegenüber. Während Marianne mit einiger Anstrengung das etwas zähgebliebene Fleisch auf ihrem Teller zerschneidete — welcher Beschäftigung Lena mit heimlicher Besorgniß zusah, denn sie wußte recht wohl, daß das einfache Menü unter der arg bedrängten Zeit wieder Schiffbruch gelitten hatte — meinte die erstere:

„Wenn ich nicht so sicher wäre, daß Du vormittags nicht aus dem Bau heraustriffst, würde ich behaupten, daß Du zwischen 11 und 12 Uhr die Wilhelmstraße entlang gewandelt seiest, so zum Verwechseln ähnlich sah Dir eine junge Dame, die ich, als ich in meiner Freistunde müßig am Korridorfenster stand, auf einmal unter den Passanten auftauchen und ebenso rasch verschwinden sah.“

Eine besonders sehnenreiche Gegend in ihrer Fleischscheibe fesselte Mariannes Blick auf ihren Teller, sonst hätte sie die Verwirrung bemerken müssen, die sich der Schwester bei dieser harmlosen Bemerkung bemächtigte. Einen Augenblick kämpfte Lena mit dem Verlangen, Marianne alles einzugestehen, was allein zu tragen ihr schier zu schwer dünkte; dann aber bezwang sie sich.

„Das ist ja beinahe ein Stück zweites Gesicht“, meinte sie, „waren das vielleicht meine Gedanken, die sich so lebhaft mit Dir beschäftigten und die Fleisch und Wein angenommen hatten?“

„Ja, und haargenau Deine Kleider. Hast Du denn wirklich soviel an mich gedacht, Kleines?“

Da war es doch um Lenas Selbstbeherrschung geschehen.

„Wiel! Ich denke nur an Dich!“ rief sie ausschließend.

Marianne legte Messer und Gabel nieder und sah erschrocken zur Schwester hinüber, die sich vergebens bemühte, ihre Haltung wiederzugewinnen.

„Meine, Kleines, wieder mal so aufgeregte!“ Sie stand auf, mit dem Mittagsappetit wars doch zu Ende, und versuchte die nervös Weinende mit schmeichelnder Liebkosung zu beruhigen. Sie streichelte ihr Haar und Wangen und sprach mit leiser Stimme auf sie ein, bis Lena von ihrem Stuhl aufsprang und sich ihr mit leidenschaftlicher Heftigkeit an den Hals warf. Marianne ließ sie still gewähren; sie seufzte nur auf wie unter einem schweren Drucke. Sie fragte auch nicht nach der Ursache ihrer seltsamen Bewegtheit. Ein Etwas stand zwischen ihnen, über das sie nicht hinwegkamen, das sie beide ahnten, spürten und doch nicht mit Namen zu nennen wagten. Allmählich ließ die zitternde Erregung der Gemüther nach; aber so recht klar und hell war es doch nicht wieder geworden, eine gewisse Schwüle lastete über ihnen, die sie beide drückend empfanden und von der Lena glaubte, daß sie allein durch einen ersten Akt der Entschlossenheit von ihrer Seite zu lösen sei.

Ein elegantes Gemach mit dem Charakter eines Empfangsalons. Lena wollte es scheinen, als durchwehte ihr eine Atmosphäre von herzbellemender Frostigkeit trotz des gutgeheizten Ofens, der schweren Vorhänge an den Fenstern und Thüren und der molligen Teppiche, welche den Parkettboden deckten. Sie saß schüchtern auf der Kante eines steifen, hochlehnigen Sessels von tiefgrünem Sammet, grün war die dominirende Farbe in diesem Raum, und sah mit ängstlicher Spannung auf die Dame des Hauses, die, müde in ihren Sitz zurückgelehnt, ihr gegenüber saß. Sie trug ein bequemes, fast lässig sitzendes Kleid, mehr Negligeé als Hausanzug, das in den eleganten Rahmen kaum hineinzu passen schien. Ihrem bleichen, hageren Gesicht war der Stempel vielfacher Leiden aufgedrückt, überdies bedeckte die Augen ein grüner Schirm, dessen Schein die Züge noch fahler, fast geistlerhaft machte. Sie war eben dabei, mit leiser, monotoner Stimme Lena die Pflichten ihrer Gesellschafterin auseinanderzusetzen, mehrere Stunden des Tages vorlesen, ein Stündchen musizieren, ihre ausschließliche Bedienung übernehmen, wenn ihr leidender Zustand sie ans Bett fesselte, Diensthöndchen verfrügte sie nicht, mit ihr spazieren fahren oder gehen, wenn Wetter und Umstände es erlaubten usw. usw.

„Würden Sie dies alles leisten können, liebes Fräulein?“ schloß sie und lüftete den Schirm ein wenig, um Lena aus ihren rotgeränderten, entzündeten Augen aufmerksam zu betrachten.

„Ich denke,“ erwiderte Lena zögernd, während sich ihr unter dieser Müsterung eine Blutwelle ins Gesicht ergoß, „daß ich das werde leisten können.“

„Sie scheinen mir aber etwas schwächlich. Können Sie stundenlanges Vorlesen aushalten, ohne heiser zu werden? Und sollten die Pflegerinnendienste, die Ihnen zeitweilig nicht erspart bleiben werden, nicht über Ihre Kräfte gehen?“

„Ich sehe schwächer aus, als ich bin“, zwang sich Lena zu lügen.

„Und dann, können Sie Klavier spielen, ohne der Noten zu bedürfen? Ich liebe statt der Salonfertigkeit mehr ein sanftes, träumerisches Phantasiren, das die Sinne einlullt, statt sie zu erregen.“

Das bejahte Lena mit größerer Sicherheit.

„Nun wohl“, sagte die Dame nach einer kleinen Pause des Nachdenkens. „Ueberlegen wir beide noch, ob wir zu einander passen. Meine definitive Entscheidung will ich Ihnen längstens bis übermorgen zugehen lassen. Wollen Sie mir zu dem Zwecke Ihre Adresse angeben?“

Lena fühlte sich entlassen und erhob sich. Da wurde die Thür vom Korridor aus geöffnet und ein Herr in mittleren Jahren trat auf die Schwelle.

„Ah“, sagte er, „hier finden wohl wieder Unterhandlungen statt“, und es schien einen Augenblick, als wollte er sich wieder zurückziehen; dann besann er sich aber eines anderen und kam näher. Während er sich gegen Lena kurz verbeugte und sie zugleich mit einer Handbewegung nochmals zum Platznehmen auf forderte, sagte er in jobialem Tone zu seiner leidenden Gattin: „Nun, wie gehts, wie stehts, wie ist denn heute das Befinden?“ Eine Antwort wartete er indessen kaum ab, die übrigens auch nicht erfolgte, wenn der halb unterdrückte Seufzer nicht etwa dafür gelten sollte. Er zog sich einen Stuhl heran und wandte sein Interesse der jungen Fremden zu, die er ziemlich ungeniert durch den Kneifer betrachtete. Lena war seiner Aufforderung zum Bleiben mit einiger Verlegenheit gefolgt; nun saß sie da in ihrer einfachen blonden Lieblichkeit, während die nervöse Erregung jenen Farbenwechsel auf ihrem zarten Gesichte hervorrief, der so ungemein anziehend wirkte.

„Nun, Emmchen,“ fuhr er dann gut gelaunt fort, „bist Du mit der jungen Dame einig? Alles im reinen, oder solls erst losgehen? Dann biete ich mich zum Beistand an.“

Sein lauter, munterer Ton bildete einen starken Kontrast zu der leidenden, leisen Sprechweise der Frau; seine Frische, die Frische des Weltmannes, der das Leben genoss, stand überhaupt in denkbar schärfstem Gegensatz zu der Sinfälligkeit und Grämlichkeit dieser an die Krankenstube gefesselten Gattin.

„Ich bin mit dem Fräulein soeben übereingekommen,“ erwiderte sie mit unverkennbarer Abwehr im Tone, „daß wir uns die Sache noch bis übermorgen überlegen und ihr dann schriftlich unseren Entschluß zugehen lassen würden.“

„Genügt die jungé Dame Deinen Anforderungen nicht?“

„Das schon, aber —“

Er überhörte geflissentlich das gedehnte Aber. „Nun, warum denn dies zwecklose Hinausschieben?“ sagte er brummend, „dies verwünschte Schwanken und Zögern. Es ist noch niemals Anderes dabei herausgekommen, als daß Du schließlich um so gründlicher hineingefallen bist. Wenn Dir die junge Dame gefällt — und sie gefällt Dir doch? — so bringe die Geschichte gleich zum Abschluß.“ Er wendete sich wieder Lena zu und sagte lächelnd zu ihr: „Kranken muß man manchmal das Recht über den Kopf nehmen. Aus Ueberänglichkeit und Strupelsucht verscherzt sie sich hier vielleicht wieder die Gelegenheit, eine angenehme, lebenswürdige Gesellschafterin zu finden. Wenn also Sie, mein Fräulein, entschlossen sind, so ist das Engagement perfekt.“

Er erhob sich und klopfte seiner Frau aufmunternd die Schulter.

„So, Emmchen, nun besprich nur noch alles Nothwendige mit der jungen Dame. Ich bin dabei wohl überflüssig.“

Die Dame hatte mit keinem Wort sich gegen die Einmischung ihres Gatten aufgelehnt; aber ihre herb geschlossenen Lippen, der verbissene Zug, der sich plötzlich in ihrem blassen Gesicht ausdrückte, redete von schwerbekämpfter Feindseligkeit.

Was aber auch in ihr vorgehen mochte, in ihrer Stimme verrieth sich nichts davon, als sie nach einer Pause sagte: „Das Hinausschieben hat am Ende wirklich keinen rechten Zweck, da ich keine besondern Gründe —“

Sie vollendete den Satz nicht, schwieg einen Augenblick und fuhr dann hastig wie mit Anstrengung fort: „Nun wohl, wollen Sie also zum Ersten kommenden Monats eintreten? Die Honorarfrage ist ja bereits erledigt.“

Lena hätte jetzt am liebsten ihrerseits um Aufschub gebeten. Ein Angstgefühl, dem sie keinen Namen geben konnte, überfiel sie nun, da sie sich vor die Entscheidung gestellt sah. Aber sie wußte nicht, wie sie diese Bitte einkleiden sollte. Und die Bedingungen waren so günstig, wie sie ihr bisher noch nicht geboten waren; der Dienst schien nicht unangenehm, und wenn sie wieder auf der Straße stand, kam unfehlbar die Neue, daß sie nicht zugegriffen hatte. Diese Erwägungen gingen ihr blitzschnell durch den Kopf, und darum sagte sie schon nach kaum merklichem Zögern ja.

Zum ersten Male während der ganzen Dauer ihrer heimlichen Expeditionen fand sie Marianne heute schon zu Hause vor, deren Schulstunden bereits um zwölf Uhr zu Ende gewesen waren. Die Schwester kam ihr mit allen Zeichen der Ueberraschung entgegen.

„Lena, Kind, wo stecktest Du denn? Eben wollte ich anfangen, mich ganz gründlich zu beunruhigen, wußte ich doch garnicht, was ich davon denken sollte, als ich den Herd kalt und mein Hausgeistchen dabongeflogen fand.“

Lena fiel der Schwester statt der Antwort um den Hals; und die zitternde Erregung, welche ihren Körper beben machte, ließ

Marianne ahnen, daß sich diesmal etwas Besonderes ereignet hatte.

„Sprich doch, Lena; wo warst Du? Was ist Dir begegnet?“

Lena suchte sich mit Anstrengung zu fassen; aber durch ihre Stimme klang es doch noch wie Schluchzen, als sie, dicht an Mariannens Schulter geschmiegt, in wirren gestammelten Sätzen das Geheimniß der letzten Wochen berichtete. Es dauerte lange, ehe Marianne das volle Verständniß für das Gehörte aufging. Da schob sie das Mädchen mit beiden Händen von sich und sah ihr starr in das Gesicht: „Ist es denn wirklich wahr? Du hast Dich engagiren lassen, ohne mich zuvor zu fragen?“ Sie schüttelte den Kopf, als stände sie vor etwas völlig Unbegreiflichem.

Lena verbarg ihr heißes Gesicht von neuem an Mariannens Schulter.

„Verzeih, aber es war doch besser so. Wenn ich Dich erst lange gefragt hätte, wäre es Dir doch nicht recht gewesen.“

„Sehr wahrscheinlich; ich hätte garnicht daran gedacht, Dich Kiekindiewelt fort zu lassen. Ich begreife nicht, was Dich auf einmal auf den Gedanken bringt, mich verlassen zu wollen?“

„Begreifst Du das wirklich nicht?“ rief Lena, plötzlich leidenschaftlich auffahrend. „Traust Du mir denn garnicht ein bißchen Ehrgefühl zu? Ich stehe Deinem Glück im Wege, wenn ich mich so an Dich hänge, und ich sollte nicht daran denken, Dich frei zu geben?“

„Lena,“ sagte Marianne tödtlich erschrocken, „was sprichst Du da? Habe ich Dir jemals Veranlassung gegeben, Dich überläßtig zu fühlen?“ Auch Marianne kämpfte mit Thränen, die ihr brennend heiß in die Augen stiegen. So hatte sie doch alles geahnt, die arme Lena, und sie war so thöricht gewesen, sich einzubilden, daß ihr nie auch nur der Schatten solchen bösen Verdachtes gekommen wäre. Marianne gewann ihre Beherrschung mit gewohnter Tapferkeit bald zurück.

„Na, Lena, mein Kleines, laß das Weinen,“ sagte sie und richtete den Kopf der Schwester hoch; „wir machen den ganzen Handel rückgängig, und alles ist wieder beim alten, und auch wir wollen die alten sein. War's nicht immer hübsch mit uns beiden? Warum denn auf einmal Mißtrauen und Geheimnisse zwischen uns? Du schreibst der Dame, daß Du —“

„Nein, nein, Marianne,“ fiel ihr Lena hastig ins Wort, „laß es nun dabei; es ist mein fester Entschluß und vielleicht zu unser beiden Besten. Es ist die höchste Zeit, —“ sie machte einen ziemlich verunglückten Versuch zum Lächeln, ihr Gesichtsausdruck bekam dabei etwas mehr Klägliches — „daß ich auf eigenen Füßen stehen lerne. — Und Du, wenn Du die Kette nicht mehr mit Dir herumschleiffst, Du wirst Dein verlorenes Glück wiederfinden und Dich mit dem da oben einigen, und — und —“

„Lena, weißt Du denn nicht,“ sagte Marianne, während es um ihre Lippen schmerzlich zuckte, „daß der da oben garnicht mehr da ist? Fortgezogen ist er, schon lange, und ich habe keine Ahnung wohin. Deutlicher hätte er mir nicht zeigen können, daß er alle Brücken zwischen uns abzubrechen wünschte. Uns kann nichts mehr zusammenführen, auch Dein großherziger Entschluß nicht, der Dir gewiß namenlos schwer geworden ist, Du armes Ding!“

Lena blickte der Schwester verstört in das Gesicht. „Fort ist er? O, und ich hatte keine Ahnung davon.“ In ihrem erregten Hirn jagten sich die Gedanken. Was hatte sie denn mit all den Anstrengungen genügt, wenn sie die Vereinigung der beiden nicht herbeiführten? Aber Thorheit! Förster würde zurückkehren, sobald er Marianne frei wußte; trotz der scheinbaren Trennung ließ er sie gewiß nicht aus den Augen, wenn er sie wirklich liebte — anders konnte sie es sich nicht vorstellen.

Als wenn Marianne ahnte, was alles durch Lenas Kopf ging, so, fast mütterlich beruhigend, war die Bewegung, mit welcher sie ihr über die heiße Wange strich.

„Gräm' Dich darum nicht. Ich hab' ja überwunden; es giebt auch noch andere Dinge als Liebe und Ehe, die einem das Leben lieb machen können. Und nun, avant! Es ist die höchste Mittagszeit, und ich sehe noch keinerlei Vorbereitungen!“ —

„Onkel Gabriel“, sagte Marianne, als sie am nächsten Sonntag neben Lena zur programmäßigen Stunde bei dem Geschwisterpaar eintrat, in etwas gemacht lustigem Tone: „Heute sollst Du mal zur Abwechslung Richter sein. Hier bringe ich Dir die Delinquentin. Fahrenflüchtig will sie werden, meuchlings verlassen den Platz, auf welchen sie von Gottes- und Rechtswegen hingehört. Welche Strafe steht doch auf Desertion in Friedenszeiten?“ Marianne mußte dann aber doch etwas aus dem Bilde heraustreten und klarer berichten, ehe die Geschwister den Zusammenhang völlig begriffen. Tante Minna äußerte sich in ihrer wortreichen Weise zuerst dazu, während sie förmlich entsetzt die Hände über dem Kopf zusammenschlug.

„Erbarme Dich, Lena! Hier kann man wirklich sagen: Auch Du, mein Sohn Brutus? Auch Du angesteckt von den modernen Ideen, nach welchen sich jedes unverheiratete weibliche Wesen einen Wirkungskreis außerhalb der eigenen vier Pfähle suchen muß? Hätte ich das doch im Leben nicht gedacht von meinem zarten Mimöschen, das bisher vor jeder Berührung mit der rauhen Außenwelt ängstlich zurückschreckte. Aber nein, wenn Marianne es nicht haben will, begreif ich einfach nicht, wie Du darauf kommst. Es muß Dir gerade jemand diesen Gedanken suggerirt haben.“

Der Rechtsanwalt aber streckte dem erröthenden Mädchen die Hand entgegen. „Ich gratulire, Lena, zu diesem ersten Schritt zur Selbstständigkeit. Laß ihn Dir nicht leid machen. Es ist recht und gut so, daß Du auch einmal probiren willst, wie weit Dich Deine Flügel tragen.“

Wenn der aufleuchtende Blick, der Otto Gabriel für diese kleine Lob dankte, tiefer in sein Bewußtsein gedrungen wäre, so hätte sich ihm vielleicht ein wenig der Schleier von dem Geheimniß eines zarten Mädchenherzens gelüftet; so aber wurde er nur von dem äußeren Auge bemerkt und ganz anders gedeutet. Fräulein Minna aber fuhr fort zu lamentiren:

„Nein, die heutige Welt! Das kommt davon, daß die Freier so rar werden, die sonst die naturgemäße Lösung der Frauenfrage boten. Ein Unglück ist's. Was gäbe es wohl Besseres und Wünschenswertheres für so ein zartes, schutz- und anlehnungsbedürftiges Wesen, wie unsere Lena, als ein tüchtiger, kraftvoller Mann, der ihr Herd und Heim gäbe, den Platz, an dem sie sich einzig wohl fühlen kann und auf Lebenszeit geborgen sein würde? Doch was hilft's, darüber zu reden. Fromme Wünsche!“ Ein schwerer Seufzer schloß ihre Betrachtung ab.

„Laß es gut sein, Tantchen“, sagte Marianne tröstend; „das ist nun einmal nicht zu ändern, und wir habens am Ende auch nicht besser verdient. Die Herren der Schöpfung wählen eben nur die Würdigsten: sie könnens ja haben. Das scheint übrigens schon bei den Alten, die doch im allgemeinen sehr fürs Heiraten waren, so gewesen zu sein. Was las ich doch neulich in Jesus Sirach? „Die vernünftige Tochter kriegt wohl einen Mann; doch die ungerathene läßt man sitzen.“ Großartig, nicht wahr? So vornehm von oben herab: „läßt man sitzen“.

Tante Minnas etwas säuerliche Miene brachte es ihr zum Bewußtsein, daß sie einen kleinen faux pas begangen hatte, und sie versuchte sich zu entschuldigen. „Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Dich habe ich nicht mitgemeint, Tantchen.“

„O Kind, Du brauchst Dich gar nicht zu entschuldigen. Der Ausdruck: läßt man sitzen — trifft auf meinen Fall wohl nicht ganz zu. Du weißt doch, wenn ich bloß gewollt hätte —“

„O, ich weiß ja, Tantchen“, nickte Marianne ernsthaft. „Aber um wieder auf die brennendste Frage der Gegenwart

zurückzukommen —“ sie wandte sich dem Rechtsanwalt zu und sah ihm bittend in die Augen — „ich hoffte allen Ernstes von Dir, daß Du mir beistehen würdest, Lena zur Vernunft zu bringen. Ihr Entschluß ist ja nur ein Akt der Desperation, und es wird nichts dabei herauskommen, als Reue und Thränen. Daß also Deine ganze Autorität wirken, damit er erst gar nicht in Szene gesetzt wird.“

„Ich würde gegen meine Ueberzeugung sprechen, Marianne; Ich halte es für gut, daß Lena sich mal in der Selbstständigkeit übt; auf keinen Fall wird ihr der Versuch etwas schaden, weder seelisch, noch körperlich. Und sie bindet sich ja nicht auf Jahre hinaus. Gefällt es ihr nicht, so weiß sie ja, daß ihr die Arme ihrer Schwester jederzeit geöffnet sind. Nicht wahr, kleine, tapfere Lena?“

Lena, welche die kleine Debatte bisher stumm, etwa mit den Gefühlen eines Opferlammes, über sich hatte ergehen lassen, richtete sich an dem letzten Wort wieder zu etwas Muth und Selbstvertrauen empor. Nein, nein, sie wollte sich nicht irre machen lassen durch Mariannens Einwendungen und Tante Minnas Klagen. Onkel Gabriels gutes Zutrauen sollte diesmal nicht getäuscht werden. Sie schwor es sich in diesem Augenblick zu, daß sie aushalten würde um jeden Preis, und sollte es ihr auch noch so schwer werden.

Bei Tisch faßte Tante Minna die praktische Seite des neuen Unternehmens ins Auge, da sie sah, daß sie doch nichts dagegen ansrichten konnte.

„Nun, Marianne, wie willst Du Dich denn künftig einrichten? Wer versieht Dir die Wirthschaft, kocht Deine Mahlzeiten, wenn Lena Dich verläßt?“

„Nun, das bißchen Wirthschaften“, übernahm Lena an der Schwester Stelle die Antwort, „macht Marianne bei ihrer Tüchtigkeit schon noch so nebenher; und das Mittagessen nimmt sie vielleicht irgendwo unterwegs zwischen den Schulstunden des Vormittags und dem Nachmittagsunterricht ein. So spart sie Zeit und Kraft, wenn sich auf diese Weise der Nachhauseweg erübrigt.“

„Du meinst also, sie tritt in ein beliebiges Restaurant, die alleinstehende junge Dame, und läßt sich ein Mittagessen vorsetzen?“ entsetzte sich Tante Minna, „und jeder Mann, der seinen Obolus für ein Glas Bier entrichtet, hat das Recht, sie anzustarren! Schrecklich, schrecklich!“

„Aber, Tantchen“, erwiderte Marianne, „denkst Du denn, daß die Männer dergleichen nicht ganz gewöhnt sind, daß ich das einzige weibliche Wesen wäre, das auf diesem Wege zu seiner Mittagsmahlzeit kommt?“

Tante Minna warf einen Blick zur Zimmerdecke empor, der eine Welt voll Entrüstung über die frivolen Anschauungen der modernen Jugend enthielt.

„Ich für meine Person, ich würde lieber verschmachten, ehe ich allein einen Gasthausraum betreten würde“, erklärte sie mit ungewöhnlicher Entschiedenheit.

Marianne tauschte mit dem Rechtsanwalt einen lächelnden Blick des Einverständnisses. Nur Lena schien keinen Sinn für die Komik von Tante Minnas Ausspruch zu haben. Sie sah sich im Geiste schon in ihrer Stellung, spürte schon die Krankenstübchenluft, welche dort wehte, und die Beklommenheit, welche sie bei dieser Vorstellung überkam, raubte ihr das Behagen und den Appetit zu dem von Tante Minna mit so viel Sorgfalt und Berücksichtigung des verschiedenen Geschmacks hergestellten hübschen kleinen Diner.

Vier Wochen war Lena nun schon im Döhlerschen Hause. Außerlich hatte sie sich in den kleinen, ziemlich genau geregelten Organismus eingliedert, aber innerlich stand sie noch als eine völlig Fremde darin. Ihre Pflichten verbrauchten nicht eigentlich ihre physische Kraft, aber sie wirkten niederdrückend auf ihr Ge-

müth. Sie fühlte sich am Abend nicht müde, sondern matt, und sie begab sich am nächsten Morgen mit seufzender Resignation an ihr Tagewerk. Ach, der Geist war eben stark gewesen, aber das Fleisch war schwach. Ein wahnsinniges Heimweh zehrte an ihr und drohte alles zu vernichten, was sie an Wollen und Entschlossenheit in der Gewitterschwüle der vergangenen Wochen künstlich in sich gezüchtet hatte. Sie mußte sich die äußerste Gewalt anthun, um nicht wie ein Kind in lautes Weinen auszubrechen, wenn sie sich zu später Stunde endlich in ihrem Zimmer allein sah — Frau Döhler liebte es, bis gegen Mitternacht aufzubleiben, weil sie sich vor den langen schlaflosen Stunden der Nacht fürchtete. Wohl fand die jugendliche Müdigkeit des Mädchens bald Schlaf; aber er war unruhiger Natur, auch wenn die leidende Frau, die in dem Zimmer nebenan schlief, sie nicht störte, und sie fühlte sich nicht gestärkt, trotzdem sie erst zu vorge-schrittener Vormittagsstunde wieder auf dem Platz zu sein brauchte. Eine düstere Atmosphäre von Krankheit, Herzenskälte, Bitterkeit und Verdrossenheit lag über dem ganzen, auf der Oberfläche so glänzend erscheinenden kleinen Hauswesen, die Lena das Herz zusammenkrampfte. In den ersten Tagen hatte sie das weniger gespürt, hatte sich sogar freundlichen Hoffnungen hingegen, trotzdem Frau Döhlers Zustand damals erheblich schlechter gewesen und sie die ganzen Tage mit ihr allein gewesen war. Sie hatte ihr von ihrem kleinen Zuhause, das sie zum erstenmal verlassen hatte, erzählt — halb aus dem Gefühl heraus, von dem zu sprechen, wovon das Herz übertoll war, halb aus dem Drange, sich mit ihrer Verwaistheit und ihrer Haltlosigkeit an das Wesen zu schmiegen, zu dem sie nunmehr gehören sollte. Sie hatte eine schweigsame, aber aufmerksame ZuhörerIn gehabt, und zuletzt hatte die kranke Frau ihr die Hand gereicht und gemeint: „Wenn Sie mir die ersten Wochen überwunden haben, dann wird es schon gehen. Ich hoffe, wir werden gute Freunde werden.“ Dann war es aber mit einem Schlage anders geworden, und Lena wußte auch genau, wann die Wandlung eingetreten, trotzdem sie einen inneren Zusammenhang nicht finden konnte.

Es war an dem dritten Abend gewesen. Sie saßen miteinander in Frau Döhlers Wohnzimmer, das der gemüthlichste Raum in dem mit so anspruchsvoller Eleganz ausgestatteten Hause war. Die niedrige, grünverhängte Lampe spann nur einen engbegrenzten Lichtkreis, während das übrige Zimmer im Dämmer blieb, so verlangten es Frau Döhlers kranke Augen. Sie saß wie immer, in eine dicke Pelzdecke gehüllt, in dem bequemen Stuhl tief zurückgelehnt und die Augen unter dem Schirm geschlossen, während Lena, ihrem Wunsche entsprechend, einen französischen Roman vorlas. Da öffnete sich die Thür und Herr Döhler trat auf die Schwelle, ohne aber näher zu kommen. Lena ließ höflicher Weise das Buch sinken und gab Frau Döhler ein Zeichen, das diese aber gänzlich unbeachtet ließ.

„Warum hören Sie denn auf einmal auf, Fräulein v. Eichholz,“ sagte der Eingetretene in seiner lauten Weise. „Höre ich in meiner Dede ein Silberbächlein plätschern, und wenn ich darauf zugehe, versiegt es. Nur weiter, ich störe Sie nicht.“ Dabei placierte er sich neben der Vorleserin auf einen niedrigen Hocker, der zu seiner Größe und Schwere in lächerlichem Mißverhältniß stand. Lena fühlte unausgesetzt, ohne daß sie es sah, seinen Blick an ihrem Gesicht hängen, und das Spöttische, Ueberlegene, das ihm eigen war, empfand sie peinigend, während sie ihre Aufmerksamkeit der Lektüre zuzuwenden strebte. Mitten im Satz unterbrach er sie: „Sagen Sie einmal, Meines Fräulein, die Sie mit so vielem Pathos die temperamentvolle Gizelle da lesen, wie stellen Sie sich denn eigentlich zu dieser Heldin?“

Lena wurde verwirrt unter dem Blick des Mannes, der sie amüßigt ansah, als wäre er gespannter auf die Art und Weise, wie sie ihre Ansicht vorbringen würde, als auf diese selbst. Sie warf

einen hilfsehbittenden Blick auf Frau Döhler, deren schweigende Ablehnung in Haltung und Wesen sie noch mehr irritirte. Endlich sagte sie: „Ich habe absolut kein Verständniß für einen Charakter wie den Gizelles; ein Wesen, das immer nur sich und die eigenen Wünsche fühlt und um ihretwillen ein zärtliches Mutterherz zertritt, halte ich für einfach roh, und das Recht des „Sichauslebens“ scheint mir ebenfalls nur brutal.“ Er hörte ihr lächelnd zu.

„Das ist Ihr zwanzigjähriger Idealismus, Mädchen, der auf unserer alten verstaubten Erde lauter Engel mit Palmzweigen laufen lassen möchte. Mit frommen Seufzern der Entsagung und niedergeschlagenen Augen hat sich die Menschheit nicht erhalten, sondern mit ganz gemeinem Egoismus.“

In Lena stieg die Erinnerung an Gespräche mit Onkel Gabriel auf, und es überkam sie wie eine heilige Pflicht, für das einzutreten, was ihr als ideale Menschlichkeit vorschwebte. Sie merkte es nicht, wie ihr Partner ihr nur zustimmte, um ihren Eifer anzufachen und dann wieder mit einem einzigen höhnischen Wort alles umstieß, weil er sich an der Erregung freute, die auf ihre Wangen zarte Rosen hauchte.

Frau Döhler warf auch nicht eine Silbe ein. Sie hüftelte ein paarmal scharf und schob ihren Sessel noch weiter in das Zimmer zurück. Auf einmal warf sie mit einer ihr sonst fremden Heftigkeit die Decke zurück und erhob sich taumelnd.

Lena fuhr erschrocken zusammen und stand auch auf, um ihr behülflich zu sein. Aber Frau Döhler lehnte ihren Beistand eigensinnig ab; sie wünschte ganz allein zu sein, und Fräulein von Eichholz möge nur ihrem Gatten noch Gesellschaft leisten, sie unterhielten sich ja ganz prächtig. Da mußte Lena wohl oder übel gehorchen, trotzdem sie das Gefühl hatte, gegen ihre Pflicht zu handeln und die Kranke tief verletzt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Jutta.

Roman von Ella Lindner.

(Fortsetzung.)

Fräulein Pfennig warf ihm einen vernichtenden Blick zu. „Unterbrechen Sie mich nicht!“

Dann fuhr sie fort: „Im vorigen Herbst öffnete ich nach Schluß ahnungslos die Thür zu Fräulein Rhadens Klaffen-zimmer —“

„Ahnungslos? Hört, hört!“

„Und da sah ich, wie Fräulein Rhaden — noch nachträglich empört sich mein Schamgefühl — da sah ich, wie Fräulein Rhaden in Herrn Müllers Armen lag und —“ sie betonte die folgenden Worte ganz besonders — „sich von ihm küssen ließ!“ Triumphierend schaute sie von einem zum anderen.

„Solch eine Giftpriße, die Pfennig!“ murmelte der Turnlehrer. „Vertheidigen Sie sich doch, Fräulein Rhaden.“

Der Direktor kramte verlegen in seinen Papieren.

„Es ist dies eine Angelegenheit, der ich eigentlich völlig fern stehe, da sie durchaus persönlicher Natur ist,“ sagte er, „immerhin wäre es mir lieb — in Ihrem eignen Interesse, Fräulein Rhaden —“ er sah flüchtig auf — „wenn Sie Fräulein Pfennig sofort über ihren Irrthum aufklärten, denn ich bin überzeugt, daß es sich nur um einen solchen handeln kann.“

„Im —“ machte der Turnlehrer, „ich möchte der Kollegin nicht rathen, sich in bezug auf meine Person einmal in derartiger Weise zu irren.“

„Es handelt sich keineswegs um einen Irrthum“, erwiderte Fräulein Pfennig ipis.

„Fräulein Rhaden, wollen Sie nicht sprechen?“

„Nein, Herr Direktor!“ Zutta hob stolz das Köpfchen. „Ich halte es für völlig unnöthig, Fräulein Pfennig zu antworten.“

„Aber wenn ich nun frage?“

„Meinem Chef werde ich jederzeit Rede stehen.“

Er nickte.

„Es ist gut. Wir sprechen noch darüber. Und jetzt bitte ich zur Tagesordnung zurückzukehren.“

Obgleich nun alle Fräulein Pfennig zur Genüge kannten, war doch der Zwischenfall für Zutta nicht ohne nachtheilige Folgen geblieben. Unter den Kollegen machte sich bald ein heimliches Mißtrauen bemerkbar, welches durch der Sprachlehrerin fortgesetzte Sticheleien noch genährt wurde. Daß Zutta sich von dem Hülflehrer hatte küssen lassen — keiner wußte ja die näheren Umstände, und sie war zu stolz, sich zu vertheidigen — setzte sie in den Augen der meisten herab. Sie fand bei den Kollegen nicht mehr den ritterlichen Schutz, an den sie gewöhnt war; man ließ es ruhig geschehen, daß Fräulein Pfennig sie durch mehr oder minder versteckte Bosheiten beleidigte und erlaubte sich oftmals, in ihrer Gegenwart einen Ton anzuschlagen, der sie verletzen mußte. Wenn sie dem nun ein kühles Schweigen entgegensetzte oder bisweilen auch schroff abwehrte, so glaubte man ihr nicht, nahm ihre harte Sprödigkeit nicht für Ernst.

„Ist ja alles nur Thuererei, Kinder! Wer sich von Müller küssen läßt, von dem Milchbart, bei dem wird es mit der Jugend nicht gar zu weit her sein!“

So kam es, daß Zutta sich trotz Frau Christine's zärtlicher Fürsorge bald genug herzlich unglücklich in E. zu fühlen begann. Da berichtete ihr der Direktor eines Tages, daß Graf Falk auf Falkenstein an ihn geschrieben und um eine Erzieherin für sein mütterloses Kind gebeten habe. Graf Falk war des Direktors einstiger Schüler und ihm sehr ans Herz gewachsen.

Zuttas Entschluß war schnell gefaßt. „Lassen Sie mich gehen,“ bat sie.

Er blickte bekümmert in das feine, bleiche Gesicht.

„So ungern sind Sie bei uns?“

Zutta preßte die Lippen aufeinander. „Von Ihnen und Frau Christine werde ich mich gewiß schwer trennen, und oft — oft zurückdenken werde ich auch — aber —“

„Ja, ja, ja — es ist besser so — weiß schon, Kind. Offen gestanden, ich hatte auch gleich an Sie gedacht. Wüßte keine, die ich meinem Werner sonst mit gutem Gewissen empfehlen könnte. Und Sie werden aufathmen dort. Denn, wenn Sie auch tapfer gekämpft haben um den Boden, auf welchem Sie jetzt stehen — fremd werden Sie immer darauf bleiben. Das hab' ich erkannt in den letzten Wochen. 's ist kein Heimatboden und keine Heimatluft, die Sie umweht. Auf Falkenstein wird das anders werden. Und pekuniär werden Sie sich noch besser stehen als hier, und die Stellung ist obendrein völlig selbstständig. Wie geschaffen für Sie, nicht wahr?“

„Was Kindchen, fort wollen Sie, uns verlassen? I, ich dünkte gar! Haben Sie sich von der Pfennig ins Bockshorn jagen lassen? I, da soll doch der und jener dreinfahren! Was hat Ihnen denn mein Alter vorgeredet? Eine geschlagene Stunde haben Sie bei ihm geseßen, und mittlerweile hat sich auf Ihrer Tasse die schönste Schlittschuhbahn gebildet. Na, setzen Sie sich, Zuttachen, so — Anna bringt schon frischen Kaffee. Und schauen Sie nur, wie die Leberblümchen schon blühen und die Kurikeln! Sie müssen sich dann einen Strauß davon mitnehmen. Ach Du lieber Gott, nein, daß Sie uns aber verlassen wollen —!“

Ob die Kollegen nun die Neue packte oder ob ihnen Zuttas Scheiden wirklich nahe ging, das ließ sich nicht ergründen, Thatsache aber war, daß sie nach und nach ihr Benehmen wieder änderten und dem Mädchen mit derselben Achtung und Rücksichtnahme begegneten wie zu Anfang. Zutta empfand dies wohlthuend, gab sich jedoch den Anschein, als bemerkte sie nichts von alledem. Sie war freundlich aber „kalt wie eine gute Hundeschнауze“, wie der weidmännisch geschulte Turnlehrer sich ausdrückte. Er war übrigens der einzige, welcher sich in der ganzen Zeit gleich geblieben war, trotz Fräulein Pfennig's gegentheiliger Bemühungen.

Den größten Schmerz legte Zuttas Klasse an den Tag. Die kleinen Mädchel waren außer sich, weinten die bittersten Thränen und unterbreiteten dem Direktor und Zutta selbst die rührendsten Bittschriften.

Den letzten Abend verlebte Zutta im Kreise der Kollegen unter Frau Christine's Akazienbaum. Da — der Oberlehrer hatte just sein Glas auf Zuttas ferneres Wohlergehen geleert — tauchten außerhalb des Zaunes mit einem male allüberall glühende Pünktchen auf, die im Gebüsch hin und her irrten und sich ausnahmen wie riesige Leuchtkäfer.

„I, so 'was!“ staunte Frau Christine. „Ich mein' schon, bis Mitommer ist's noch lange hin. Schau'n Sie doch 'mal nach, Herr Glücks, was das zu bedeuten hat.“

Aber es war nicht nöthig, daß der dicke Glücks sich bemühte, denn die schwärmenden Leuchtkäfer hatten sich versammelt, und plötzlich erklang von hellen Kinderstimmen Zuttas Lieblingslied vom „Röslein auf der Heiden“ durch den stillen Abend. Die kleinen Mädchen waren es, die ihre Papierlaternen vom Sedantag hervorgefucht hatten und nun der geliebten Lehrerin ein Ständchen mit Fackelbeleuchtung brachten, wie es jüngst die Gymnasiasten gethan, als des Rektors Geburtstag gefeiert wurde.

Leise summt' Glücks das Liedlein mit, während Zutta drüben stand und den Kindern, nachdem der letzte Ton verklungen war, mit bebender Stimme dankte. Dann versuchten die Kleinen ihr zu Ehren noch ein jubelndes Hoch, aber es ging unter in leidenschaftlichem Schluchzen.

Leise weinend lehnte die stolze Zutta am Zaun und schaute den schwankenden Lichtpünktchen nach, bis dieselben am Ende der Straße verschwunden waren.

VII.

Am nächsten Morgen, just als die Schulglocke zum Beginn des Unterrichts läuteie, fuhr Zutta nach der Bahn. Frau Christine hatte es sich natürlich nicht nehmen lassen, ihren Liebling dahin zu begleiten, und in der letzten Minute — der Schaffner warf eben die Koupeeethüren krachend ins Schloß — stürmte auch noch der Turnlehrer schier athemlos vom schnellen Laufen über den Bahnsteig.

„Guten Morgen, meine gnädige Frau —“

„I nu aber! Wo kommen Sie denn her?“

„Ganz direkt aus den Federn, wenn Sie gütigst gestatten. Hab noch nicht mal gefrühstückt. Guten Morgen, Fräulein Rhaden.“

„Guten Morgen!“ Erfreut reichte sie ihm aus dem Fenster die Hand. „Daß Sie es nicht verschlafen haben!“ staunte Frau Christine.

„Wo werd' ich denn! Gätte mich ja in Grund und Boden geärgert, wenns geschehen wäre.“

„Na, und haben Sie denn keine Stunden heute früh? Man scheint es nicht gerade mit den Pflichten genau zu nehmen!“

„Wozu auch? Es kommt nichts heraus dabei.“

„I Sie Taufend'sassa! Ich werd' Sie mal bissel an die Strippe binden. Nu Zeit genug hab' ich jetzt.“ Sie unterdrückte

einen leisen Seufzer. „Gelt, Sie böses Kindel? Läuft davon, wie die Rücken aus dem Ei und läßt uns hier sitzen.“

„Wird es nun wirklich Ernst, Fräulein Rhaden? Ich dachte immer —“

Ein schriller Pfiff verschlang das Ende des Sazes.

„Da haben wirs!“ Frau Christine kletterte auf das Trittbrett. „Nun hat die Freud ein Ende. Na, behüt Sie Gott, Zuttchen —“ sie küßte das Mädchen noch einmal — „und vergessen Sie uns nicht. Und wenn Sie mal im Leben nicht wissen sollten, wohin — unser Haus, das steht Ihnen immer offen.“

„Und bewahren Sie auch Ihren Kollegen ein freundliches Gedenken, Fräulein Rhaden.“

Dem Turnlehrer schien alle Spottlust verloren gegangen zu sein, ordentlich feierlich sah er aus, und Zuttas Hand drückte und schüttelte er so kräftig, daß es den Anschein hatte, als wolle er sie ausreißen und als Andenken zurückbehalten. Und dann wieder ein gellender Pfiff, ein letztes Grüßen herüber und hinüber, die Lokomotive setzte sich fauchend in Bewegung und der Zug rollte langsam aus der Halle ins Freie. Frau Christine stand und schaute ihm nach, und aus ihren Augen rieselten Thränen, gleich sausten Sturzbächen, und als Zutta noch einmal ihr feines Spitzentüchlein grüßend im Winde flattern ließ, zog auch der Turnlehrer sein umfangreiches Rothfarriertes aus der Rocktasche und schwenkte es so lange, bis selbst vom letzten Wagen kein Lüpfelchen mehr zu sehen war. Und als er dann einsam der Stätte seiner Wirksamkeit zuschritt — an der Ecke der Kastanienstraße hatte er sich von seiner Begleiterin getrennt — erschien ihm die Erde ein gut Theil weniger sonnig, wie tags zuvor, und er fühlte plötzlich zum eigenen Erstauen, wie sehr doch sein verknöchertes Junggesellenherz an dem schönen, stolzen Mädchen gehangen hatte.

Zutta mußte auf der Reise nach Schloß Falkenstein die Universitätsstadt passieren, wo sie einen längeren Aufenthalt hatte. Aus diesem Grunde schwänzte Martin Müller zum ersten mal das Kolleg, worüber seine brave Wirthin in schier maßlose Verwunderung gerieth, die sich aber nahezu ins Grenzenlose verstieg, als ihr Miether im allerbesten Sonntagsstaat und mit funkelnagelneuer Krabatte angethan, vor ihr erschien.

„Jesus, Herr Müller! Was haben denn Sie vor? Doch nicht etwa ein Duell?“

„Duell? Nee — vorläufig noch nicht. Warum denn?“

„Weil Sie gar so fein ausschauen. Oder gehn Sie am helllichten Tage zu en Handewuh?“

„Jawohl, Frau Mießchen, das wirds sein! Und damit ich anständig vor meiner Dame erscheine, könnten Sie die Gewogenheit haben, mich noch bißel abzubürsten, nicht?“

„Gotte ja, gerne, Herr Müller. Aber ich sehe nich die Bohne von Stooß.“ Nichtsdestoweniger bearbeitete sie ihn energisch mit der Bürste.

„Was is denn „sie“? Doch hoffentlich aus guter Familje?“

Er lachte. „Und ob!“

„Na, da wern Sie se jawohl heiraten, nich?“

„Nee, Frau Mießchen, ganz ausgeschlossen.“

„So was!“ Frau Mießchen hielt entriistet in ihrer Beschäftigung inne. „En anständiges Mädcl un nich mal heiraten! Sie sin ooch eener! Warum denn nu nich?“

„Sie will mich nicht.“

„Nu aber! Ich denk doch, an Sie ist nisch auszusetzen?“

„Ganz meine Ansicht, Frau Mießchen. Aber „sie“ will eben nicht.“

„Nee? Nu dann ging ich aber mit ihr ooch nich zus Handewuh“, entschied die energische Vermietherin. „So, Herr Müller,

s is gut. Wenn ich noch mehr bürscht, geht am Ende die Wolle ab.“

„Das wollen wir nicht riskieren. Danke Frau Mießchen.“

„Nisch Ursache.“

Er nahm seinen Hut und ging.

„Adieu. Mit dem Essen brauchen Sie nicht auf mich zu warten.“

„Nisch? Sie essen wohl auswärts mit „ihr“? Na, jedem for sein Geld, was ihm schmeckt.“

„Richtig.“ Der Herr Studiosus stelte mit langen Schritten seelenvergnügt davon, indeß Frau Mießchen wohlgefällig ihrem hübschen Miether nachblickte.

Eine gute Weile vor Ankunft des Zuges war Martin schon auf dem Bahnsteig und langweilte sich daselbst, trotz der Wiedersehensfreude, die ihn füllte, schauderhaft. Die Zeiger der großen Uhr rückten seiner Ansicht nach mit einer geradezu sträflichen Dummlichkeit vorwärts, und schließlich zweifelte er überhaupt daran, daß der Schnellzug von C. heute noch eintreffen würde. Aber endlich, als er gewiß schon zwanzigmal erfolglos nach der fraglichen Richtung gespäht hatte, tauchte ganz in der Ferne ein Rauchwölkchen auf, welches näher und näher kam und sich mit rapider Schnelligkeit vergrößerte, und endlich, endlich glitt das schwarze Ungethüm pfeifend und pustend heran und fuhr donnernd in den Bahnhof der Universitätsstadt ein. Und da erschien auch schon Zuttas Köpfchen am Koupeefenster und ein weißes Tuch winkte zu Martin herüber, der fröhlich seinen Hut schwenkte und dann mit strahlendem Gesicht heranstürzte, um Zutta beim Aussteigen behilflich zu sein. Und dann standen sie zusammen auf dem Bahnsteig, und Martin hielt ihre Hand in der seinen und that es an Drücken und Schütteln fast dem Turnlehrer noch über und lachte und fragte tausenderlei Dinge in einem Athemzuge und vergaß dabei ganz den dicken Beilschenstrauß, den er gekauft und der ihm verstoßen aus der Rocktasche lugte. Schließlich aber fiel es ihm doch ein, daß man möglicherweise auf dem Bahnsteig anwurzeln könnte, wenn man noch länger hier stehen bliebe, und Zutta mußte gewiß auch hungrig sein und reisemüde, obgleich sie garnicht so aussah, und so belud er sich dann mit ihrem Gepäck und geleitete sie in den Wartesaal zu einer traulichen Ecke unter den breiten Blättern künstlicher Palmen.

„So!“ Er brachte die braune Reisetasche unter, half Zutta dann aus dem Mantel und machte dabei ein Gesicht, so vergnügt, wie die Buben an einem schulfreien Nachmittag. Plötzlich dachte er an seine Beilschen.

„Herrgott, Fräulein Zutta, da hab ich doch ein paar Blumen für Sie —“ halb verlegen beförderte er den Strauß aus Tageslicht — „weil Sie Beilschen immer so gern mochten!“ Er reichte ihr die Blüten über den Tisch.

„Wie schön!“ Erfreut beugte sie sich über die duftende Leuzpracht. „Aber Sie hätten es nicht thun sollen, Martin. Dieser dicke Strauß! Mir scheint, Sie sind hier zum Verschwender geworden.“

„Macht nix. Ich esse dafür mal kein Mittagsbrot. Ihnen zulieb hungere ich gern. Aber wollen Sie den Hut nicht absetzen? Es ist ja reichlich Zeit.“ Sie ist noch schöner geworden, dachte er bei sich, wie sie nun ihren Schleier losnestelte und die Nadel aus dem Hut zog, mit welcher derselbe befestigt war. Zutta fühlte sich durch seine bewundernden Blicke einigermassen geniert.

„Was schauen Sie denn?“ fragte sie, während eine leichte Röthe ihre Wangen färbte. „Ist das vielleicht Studentenbrauch?“

„Nee, garnicht. Wär noch besser —“

„Na also.“

„Ja aber — soll ich die Augen etwa zumachen? Ich hab Sie ja so endlos lange nicht mehr gesehen, Fräulein Zutta, und wer weiß auch, wann es mal wieder der Fall sein wird, da muß ich mir halt Vorrath gucken. Ein anderer sollts freilich nicht wagen, dem würd ichs Handwerk legen. Aber ich, solch ein guter Freund, ich darfs schon, nicht wahr?“

Zutta lächelte. „Sie sind doch ganz derselbe geblieben, Martin.“

„Innerlich ja — aber sonst —“ er reckte sich straff in die Höhe — „bin ich nicht viel stattlicher geworden? Und dann —“ mit einer nicht mißzuerstehenden Bewegung zog er das flotte Wärtchen zwischen Daumen und Zeigefinger durch.

„Können Männer auch eitel sein?“ fragte Zutta. „Die Lene —“

„Lieber Gott, die Lene! Wollen Sie mir die zwei Stunden, auf die ich mich seit Wochen gefreut hab, wie ein Kind auf den Christtag, nun mit der Erinnerung an Lene verderben? Da können Sie noch lieber vom Pfennig reden. Was macht denn die antike Jungfrau? Wissen Sie —“

Und nun kamen sie auf C. zu sprechen und auf die Kollegen und den Chef sammt Frau Christine. Und Zutta mußte berichten, und dazwischen erkundigte sie sich nach seinem Studium, und er beschrieb Frau Mießchen und erzählte von dem „Nang-dewuh“ und freute sich, wie herzlich sie darüber lachte, und er baute Luftschlösser und malte Zukunftsbilder und variierte das Thema: Wenn ich erst Doktor bin! schier bis zur Unendlichkeit. —

„Geiraten werd ich natürlich nie —“

„Ach?“ Ueberrascht blickte Zutta auf. „Wollen Sie allein auf der Höhe des Ruhms einherwandeln?“

„Wollen? Gott soll mich beschützen! Ich muß eben.“

„Das kann ich nicht einsehen.“

„Wirklich nicht? Na, schauen Sie, es giebt eben nur eine, die ich zur Frau möchte. Diese eine aber geht stolz ihre eigenen Wege, läuft hinaus in die weite Welt und wird über kurz oder lang Schloßherrin werden.“

„Warum nicht gar!“

„Passen Sie auf, es wird doch einmal so. Der Graf —“ Zutta schüttelte abweisend den Kopf.

„Schwagen Sie keinen Unsinn, Martin. Geben Sie mir lieber meine Sachen, in fünfzehn Minuten geht der Zug.“

„Was? Schon? Wo ist denn die Zeit hin?“ Er starrte fassungslos auf seine Taschenuhr. „Wir haben uns ja kaum guten Tag gesagt. Aber nicht wahr, Sie schreiben mir bald 'mal? Und alles, was Sie betrifft?“

„Alles —“

„Auch wie Ihnen der Graf gefällt und ob —“

„Und ob er schon um mich angehalten hat — jawohl, Martin. Haben Sie sonst noch etwas auf dem Herzen? Dann möchten Sie hüj beileben.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Rechenaufgabe.

Ein Professor der Mathematik wandelt von seiner Stammkneipe nachts bedachtsam nach Haus. Ein Nachtschwärmer fragt ihn nach der Zeit und er antwortet: „Die Hälfte, das Drittel und das Viertel der Stunden ist um 1 größer, als ihre Anzahl.“ — Wie spät war es?

Buchstabenräthsel.

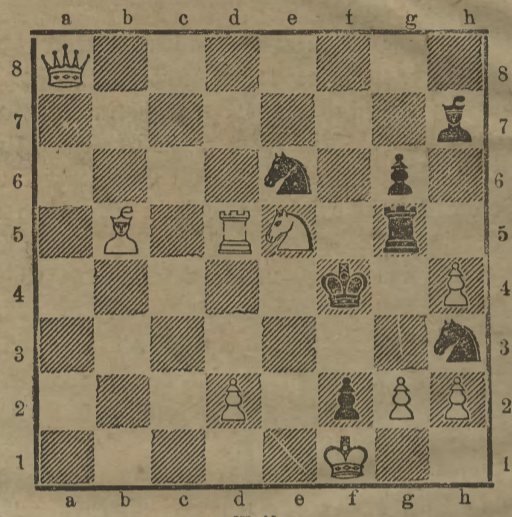
Mit b ein Wasser,
Mit l ein Maß,
Mit s ein Mädchen,
Mit f ein Märchen, —
Was ist wohl das?

Bilderräthsel.



Schachaufgabe.

Von C. Dahl in Christiania.



Weiß.

(9+7)

Weiß zieht an und setzt in 3 Zügen matt.

Auflösung des Bilderräthfels.

Rother Adlerorden.

Auflösung des Anagramms.

Pirat, Robe, Ornat, Ferien, Erich, Siam, Selma, Oberon, Reis, Professor.

Auflösung des Telegraphenräthfels.

Zobten, Urne, Asten, Orden, Kiste, Oder, Freude, Hans, Angel, Zornes Ende ist der Neue Anfang.

Auflösung des Räthfels.

Patrone, Patron, Notar.

Auflösung des Arithmogriphs.

Mineralog.

(Minna, Irene, Nina, Erna, Regina, Amalie, Leo, Olga, Georg.)

Auflösung der Skatenaufgabe.

Kartenvertheilung:

B. a7; cA, K, 9, 8, 7; dK, D, 8, 7.

M. a, b, c, dB, a, K D, 9; bA; c10, D.

H. a8; b10, K, D, 9, 8, 7; dA, 10, 9.

Skat: aA, 10.

Spiel:

1. B. cA, cD, dA (−25). 2. B. cK, c10, a8 (−14).

3. H. b10, a7, bA (−21). Damit haben die Gegner 60. H mußte im 3. Stich die Zehn vorsetzen, da das Aß nicht bei V sitzen konnte, der a doch Null geboten hatte.

Richtige Lösungen gingen ein von: Carl Pfefferkorn, Else Mett, Georg und Käthe Schliekert, Herbert und Erna Müller, Erwin Brandt, Richard Stengel, Rudolf Schulze, Elisabeth Stieff, Erna, Elisabeth und Erich Neubauer, Walter und Frieda Hagedorn, Max Stolz, Hans und Gertha Tize, August Schwantes, Bromberg, Siegfried Michel, Rafael (Neze), Oskar Reed, Runo und Emil Kronheim, Erich Friedländer, Walter Naddag, Ernst Nordmann, Ernst Schnarewski, Bromberg.